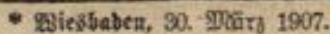


22. Jahrgang.

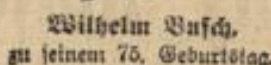


* Noch einmal zur Verniswahl. Man schreibt uns: In 2 Artikeln ist darauf hingewiesen worden, daß die Stenographie ein unentbehrliches Hülfsmittel sei im Kampfe ums Dasein. Dieser Ansicht war schon der vor mehreren Jahren verstorbene Prof. Dr. Wierow, als er im preussischen Abgeordnetenhaus im Jahre 1884 gelegentlich der Debatte über die Einführung der Stenographie als Unterrichtgegenstand in höheren Schulen die Stenographie ein Hülfsmittel im Kampfe um die Existenz nannte. In den weiteren Artikeln ist man zu verschiedenen Ansichten gelangt; nach dem einen ist die Rationalstenographie und nach dem anderen die Stenotachographie als drittgrößte Stenographielehre (Systemeinrichtung) hingestellt worden. Eins kann doch nur richtig sein. In der Schlussfolge stimmen nun die beiden Artikelschreiber scheinbar überein. Weil jedes von beiden Systemen die drittgrößte Macht darstellt, soll man diese Systeme erlernen. Logischer wäre es doch, die größte oder zweitgrößte Systemvertretung zu berücksichtigen. In Preußen nahmen nach der vorstehenden Statistik, wie der vorragende Rat im Kultusministerium, Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Matthias amlich im preussischen Abgeordnetenhaus mittheilte, an den höheren Schulen 8776 Schüler an dem Stenographieunterricht teil, davon kommen allein auf Stolz-Schrey bezw. Stolz 6175. In ¾ aller

* Rheinschiffahrt. Die Viebrich-Mainger Dampfschiffahrt August Waldmann wird an den Obertagen bei gutem Wetter auch schon vormittags zu jeder vollen Stunde Dienst unterhalten, von Viebrich ab 9, von Mainz ab 10 Uhr. Dem nächsten Dienstag ab verkehren die Boote auch an Wochentagen jedoch nur bei warmem sonnigem Wetter und zwar ab Viebrich 2,30, 4, 5.10, 6.30, ab Mainz 3, 4.30, 6, 7.10.

Freitag. Am 2. Oftertage, nachmittags, unternimmt der Männergesangsverein „Fidelio“ einen Familien-Ausflug nach Erbenheim in seinem Mitgliede F. Roos, Gasthaus zum Löwen. Außer Gesang, Tanz und sonstiger Unterhaltung wird noch der beliebte Humorist Herr Georg Knapp zur Unterhaltung der Gäste beitragen. Bei günstiger Witterung gemeinsamer Abmarsch um 3 Uhr von der englischen Kirche.

Deutschlands größter Symorist, Wilhelm Busch, feiert am 15. April seinen 75. Geburtstag. Er ist 1832 im hannoverschen Wiedensahl geboren und war ursprünglich zum Ingenieur bestimmt. Er besuchte vier Jahre lang die Polytechnische Schule in Hannover, dann aber die Akademien von Düsseldorf, Antwerpen und München. 1859 zeichnete er für die fliegenden Blätter seine ersten Bilderbogen, die er auch selbst mit Versen verah. Später folgten „Das Maennchen“, „Die heißen Eulen“, „Das naturgeschichtliche Alphabet“, „Die bösen Buben von Korinth“. Den Glangpunkt bildeten im Anfang der 60er Jahre



„War und Moris“ und „Hans Hudebein, der Unglücksrabe“. Im weitesten Kreise bekannt wurde Busch aber erst durch seine polemisch-satirischen Bilderbücher „Der heilige Antonius von Padua“ (1870), „Die fromme Helene“ (1871) und „Pater Filicinus“ (1873), die in mehr als hunderttausend Exemplaren vertrieben sind. Sprühender Witz und Satire verbinden sich darin mit der Fähigkeit, durch bloße Umriss-Charaktere und Situationen meisterhaft zu karikieren. Diese Vorzüge zeichnen auch seine späteren unbekanntesten humoristischen Bilderbücher aus. Busch lebte lange Zeit in seinem Geburtsort, seit 1898 in Weichshausen.

Berlin. Bankdiskont 6 1/2%, Lombardzinsfuß 7%, Privatliskont 5 1/2%.

[illegible]



Nr. 76.

Sonntag, den 31. März 1907.

22. Jahrgang.

In Fesseln.

Roman von Clarissa Lohde.

Kontinuation.

(Nachdruck verboten.)

Ja, sie durfte überzeugt sein, kannte sie doch das gütige Herz des so schwer heimge suchten Mannes. Es bedurfte bei ihm keines langen Bedenkens. — Sofort machte er sich zum Obersten auf, um für einige Tage Urlaub von ihm zu erbitten, dann telegraphierte er an Schila als Antwort: „Reise heute abend ab, meine Frau abzuholen.“

23. Kapitel.

Den unausgesetzten Bemühungen des Arztes ist es gelungen, Holteneck dem Leben wiederzugewinnen. — Lange Tage und Nächte hat die Wage geschwankt, jetzt ist es entschieden: er wird leben.

Sein erster Blick nach zurückgewonnenem Bewußtsein fällt auf Stenglin, der sich mit ernstem, sorgenvollem Gesicht über ihn beugt.

„Du?“ kommt es leise über die sich mühsam öffnenden Lippen.

„Ja, ich, Mar, — ich, Dein alter Stenglin.“

Schmerzlich zuckt es um Holtenecks Mund:

„Du hättest mich sterben lassen sollen, Leo.“

„Im Gegenteil, wir werden Dich dem Leben wiedergewinnen.“

Aber es scheint nicht, als ob diese Worte gehört worden sind, denn des Kranken Lider sinken von neuem über die Augen, und er fällt in denselben lethargischen Zustand, dem er kaum erst enttriffen ist.

„Tut nichts! Seien wir froh, daß wir ihn so weit gebracht haben,“ beruhigt der von Stenglin aus München herbeigerufene Professor, der mit dem Arzte aus dem nahen Bade zusammen die Behandlung des Kranken leitet, die besorgt zu ihm aufblickenden Umstehenden. Es sind dies außer Stenglin eine Diakonissin und Zola, die gleich, nachdem sie die erschütternde Kunde erfahren, herbeigeeilt ist, um dem verunglückten Beter zur Seite zu stehen.

Ja, man durfte hoffen, denn der berühmte Münchener Arzt hat nach genauer Untersuchung festgestellt, daß außer einer tiefen Kopfwunde und einigen nicht gefährlichen Verletzungen und Abschürfungen nur eine starke Erschütterung des ganzen Nervensystems wahrzunehmen sei. In Anbetracht der kräftigen Konstitution des Kranken und bei der guten Pflege, die ihm zuteil werde, liege seine Genesung im Bereiche der Möglichkeit, wenn auch immerhin Komplikationen noch nicht ausgeschlossen seien.

Auch als die Gräfin am Tage darauf aus Elm herüberkam, um nach dem Neffen zu sehen, und den einst so stattlichen, schönen Mann kaum kenntlich mit eingefunkenen Augen, totenbleichem Antlitz und schmerzverzogenem, von dunklem Barthaar umrahmten Munde auf dem Krankenlager erblickte, meinte sie zu Zola mit feucht schimmernden Augen: „Ich habe keine Hoffnung!“

Zola aber widersprach dem aufs entschiedenste.

„Man muß nur Geduld haben, und nicht müde werden in sorgsammer Pflege.“

Die Gräfin schüttelte immer noch ungläubig den Kopf, berichtete dann aber auf Zolas Frage, daß auf ein Schreiben Schilas Hauptmann von Lobach gestern in Elm eingetroffen und am Morgen schon mit seiner Frau und deren Freundin abgereist sei.

„Ich bin froh,“ schloß sie ihren Bericht, „daß es endlich so weit ist. — Der Arzt fürchtete, daß eine ernste Krankheit bei Frau von Lobach im Anzuge sei. — Es wäre unerhört gewesen, wenn diese Frau, durch die wir schon so schwerenummer erfahren haben, noch bei uns hätte verpflegt werden müssen. Denn daß Max vor ihr geflohen und in den Tod gegangen ist, hat mir heute nach der Abreise der Damen noch die Benzi bestätigt, der bisher durch gute Trunkgelber der Mund gestopft war. Durch die Tür hat sie gehört, wie am Abend vor Maxens Fortgang die törichte Frau ihm zugeflüstert, wie sie gejammert und geweint habe, einen Stein zu erbarmen!“

„Ach, laß das jezt, Mutter,“ wehrte Zola. „Wir wollen nicht richten. Denken wir jezt nicht an die Vergangenheit, sondern an die Zukunft.“

An ihren Verlobten schrieb Zola fast täglich, und berichtete ihm über des Beters Ergehen. Und dieser, der Holteneck als früheren Nebenbuhler nicht hatte leiden mögen, war jezt ganz Teilnahme für dessen bellagenswertes Geschick.

„Ich küsse die lieben Hände, die gewiß recht sanft zu pflegen verstehen,“ schrieb er. „Welch ein prächtiges Mädel Du doch bist.“

Dann erzählte er ihr von den Studien zu der wissenschaftlichen Arbeit, die er vor hatte, und von der er hoffte, sie würde ihm einen Dozentenstuhl einbringen.

„Wie steht es denn mit Deiner Doktorarbeit,“ fragte er hinzu. „oder gibst Du die Promotion auf, und entscheidst Dich, nichts als Deines Vaters Assistenten im Geiste und Herzen zu werden?“

Dagegen protestierte sie nun doch mit großer Entschiedenheit.

„Wie kannst Du mich für so wankelmütig halten? Nein, dann hättest Du ja, so wie ich bin, gar keine Liebe zu mir fassen können. Meinen Doktor mache ich unter allen Umständen, und meine Selbstständigkeit werde ich mir allezeit bewahren, davon lasse ich kein Jota ab. Freilich, augenblicklich sind die Studien beseitigt, wie es ja gar nicht anders sein kann. Doch das hole ich alles nach, wenn es unserem Patienten erst wieder besser geht. Einen kleinen Fortschritt konnte ich schon bei ihm konstatieren. Zum erstenmal seit seinem Unfalle hat er ein freundliches Wort und einen freundlichen Blick für mich gehabt. „Gute Zola — meine Schwester!“

Mehr freilich brachte er noch nicht heraus, aber er ist doch nicht mehr ganz so apathisch wie früher, und manchmal bemerke ich, daß er mir aufmerksam mit den Augen folgt, wenn ich der Pflegerin zur Hand gehe. Doktor Stenglin ist übrigens augenblicklich nicht hier. Er ist nach Schwanten zu Maxens Vater

gefahren, um ihm Bericht zu erstatten, da dieser selbst krank und an seinen Lehnstuhl gebannt, nicht imstande war, zu seinem Sohn zu reisen. — Leicht freilich war es Stenglin nicht, sich gerade jetzt von dem Lager seines Freundes zu trennen. Die schmerzlichen Worte Holtenecks bei dessen Erwachen aus langer Bewußtlosigkeit: Du hättest mich sterben lassen sollen! wollten ihn nicht aus dem Sinn. Hier hieß es ja nicht allein für den Körper ein neues Leben erobern, nein, auch für die Seele, die ihm noch kränker dünkte, als selbst dieser schwer verletzte Körper. Und daher ist er fest entschlossen, vorläufig jede andere Arbeit, jeden anderen Gedanken zurückzustellen und nur für den Freund zu leben, bis dieser sich selbst und die Kraft, weiter zu leben, wiedergesunden hat.

Den alten Baron von Holteneck fand Stenglin in einem Zustand, der fast ebenso besorgniserregend war, wie der seines Sohnes. Er litt an einem heftigen Podagraanfall, saß im Lehnstuhl am Fenster seines Arbeitszimmers und war ganz geknickt. „Es ist der letzte Sohn, den ich verliere,“ sagte er dumpf, als Stenglin sich an seine Seite setzte.

„Sie werden ihn nicht verlieren, Herr Baron, er wird wieder gesund werden,“ tröstete dieser.

Aber der alte Herr schüttelte nur den Kopf. „Ja, wenn er nicht ein Holteneck, nicht mein Sohn wäre! Aber auf uns ruht ein Verhängnis, wir sind für den Untergang bestimmt.“

Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt,“ meinte Stenglin.

Auch die geschäftlichen Angelegenheiten wurden erörtert. Nach dieser Richtung hin zeigte der alte Herr einen größeren Gleichmut als in den Schmerztagen. „Nun aus der Heirat mit Lona nichts geworden, ist ja doch alles gleich,“ meinte er resigniert. „Der Max könnte Schwanten, auch wenn er gesund würde, nicht halten, so muß der nächste Agnat heran, und da dieser vermögend und so klug gewesen ist, sich eine Münchener Millionärstochter zur Frau zu nehmen, so wird er wohl das Majorat übernehmen und wieder in die Höhe bringen können.“

„Und der Max soll gar nichts erhalten, gerade jetzt, da er krank ist und man nicht weiß, ob er überhaupt wieder arbeitsfähig wird? Das müßte doch verhindert werden.“

„Wie soll ich alter kranker Mann das verhindern?“

„Wenn Sie das nicht vermögen, so könnte es doch ein anderer versuchen.“

„Meinen Sie etwa einen Rechtsanwalt? Ach, Herr Doktor, die Herren kosten nur viel und richten selten etwas aus.“

„Das will ich doch nicht meinen. Es gibt sehr ehrenwerte und tüchtige Männer in diesem Fache.“

„Aber auch der tüchtigste kann nichts ausrichten, wo das Beste fehlt, das nötige Geld, um Meliorationen zu machen.“

„Würden Sie mir, Herr Baron, so viel Vertrauen schenken, um mir die Ordnung dieser Angelegenheit in Ihrem und Ihres kranken Sohnes Interesse zu übertragen?“

„Geh! Ihre Freundschaft für meinen Sohn wirklich so weit?“

„Zweifeln Sie etwa daran?“

„Wo die Freundschaft Opfer fordert, pflegt sie gewöhnlich aufzuhören.“

„Dem Himmel sei Dank, Herr Baron, daß die Menschheit doch noch nicht so heruntergekommen ist, wie Sie zu glauben scheinen. Ich meinerseits denke, die Freundschaft kann nur dann Freundschaft genannt werden, wenn sie bereit ist, Opfer zu bringen.“

Der alte Herr lächelte etwas ungläubig, aber er ließ sich doch herbei, Stenglins Anerbieten anzunehmen. — Er stellte ein rechtskräftiges Dokument aus, das Stenglin mit seiner und des kranken Sohnes Vertretung bei dem nächsten Agnaten betraute.

Dieser Herr wohnte in München, und Stenglin fand ihn willfähriger und bei weitem entgegenkommender, als er nach den Neußerungen des alten Barons angenommen hatte. Daß Max das Majorat übernehmen könne, hielt zwar auch Stenglin nach genauer Einsicht in die Verhältnisse für ausgeschlossen — doch gelang es ihm, eine bedeutende Abfindungssumme von dem Agnaten für ihn zu erwirken, und zugleich das Zugeständnis, daß der alte Herr bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz unbehelligt in Schwanten behalten dürfe. Die Tilgung der augenblicklich dringendsten Schulden übernahm Stenglin selbst. Als dieses Geschäft zur Zufriedenheit beider Teile beendet war, suchte er den Professor auf, um ihn zu einer neuen Konsultation an das Krankenlager des Freundes mitzunehmen.

Zu ihrer Freude fand dieser beim Eintreffen im Altpseu-wirtshause Holteneck in der Genesung so merklich vorgeschritten, wie er es gar nicht zu hoffen gewagt hatte, obwohl der Patient noch immer unbeweglich dalag, und auch der apathische Zustand von Zeit zu Zeit noch wieder eintrat.

„Wenn es so weiter geht,“ meinte der Professor, „wird er nach Verlauf einer Woche transportfähig sein. Und ich denke,

die heranrückende kalte Jahreszeit fordert so rasch als möglich für den Kranken einen von dem Wechsel des Klimas besser gesicherten Aufenthalt. Mein Vorschlag ist daher, ihn nach München zu überführen, wo ich ihn dann leichter unter meine spezielle Behandlung nehmen kann.“

So stand denn die Trennung für alle, die sich hier um den Kranken vereint hatten, nahe bevor, aber da jeder die Nichtigkeit des ärztlichen Vorschlages erkannte, wurde von keiner Seite eine Einwendung gemacht.

Stenglin wollte den Freund nach München begleiten, die Diakonissin indes, deren Dienst sehr schwer gewesen, sollte durch eine andere Schwester ersetzt werden, und Lona rüstete sich zur Ueberfiedelung nach Halle, um dort ihre Studien wieder aufzunehmen.

Mit Schika stand sie in lebhaftem Briefwechsel, und so hoffnungsvolle Nachrichten über Holtenecks Ergehen sie nach Berlin senden konnte, so traurig klangen diejenigen, die sie von dort empfing.

Irma war sogleich nach ihrer Rückkehr von einem heftigen Fieber ergriffen worden, und Schikas teilnehmendes Herz hatte es nicht über sich gewonnen, ihr jetzt fern zu bleiben, wie sie es unter anderen Verhältnissen vielleicht für geboten gehalten hätte, sondern widmete ihre Zeit, soviel es anging, der Pflege der einstigen Freundin, was ihre Mutter, die nur von dem guten wußte, daß sie im Vobachischen Hause erfahren, durchaus selbstverständlich fand.

Und wie nötig sie dort war, wußte Schika allein, denn sie hatte nicht nur der Kranken heizustehen, die außerdem von zwei Schwestern abwechselnd gepflegt wurde, sondern mußte auch dem tiefgebeugten Gatten Rat und Stütze werden. Fühlte sie ihm doch nach, was er leiden mußte, wenn er hörte, wie in den wilden Fieberphantasien der ersten Tage immer nur der Name Max über Irmas Lippen kam, wie sie in heißem Fieberschweiß dem Geliebten verlangte und sich schauernd abwandte, sobald der Gatte sich ihrem Lager nahte. Dann krampften sich seine Finger fest in das eigene Fleisch, um den Aufschrei zu verhindern, der sich ihm auf die Lippen drängte und seinen Schmerz, seine Schmach den Pflegerinnen verraten hatte. Schika lag es ob, sobald sie kam, den Geknickten aufzurichten, ihm Mut einzusprechen, ihn um Geduld zu bitten.

Fortsetzung folgt.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung vom Osterei.

Von Reinhold Ortmann.

Da, wo der Weg aus dem Dunkel des Hochwaldes hinaustritt auf den freien Bergeshang, hart neben dem alten, verwitterten Muttergottesbild, steht eine einfache Bank. Einer der Freiherren von Winsen, denen seit hundert oder mehr Jahren Grund und Boden hier herum gehört, hat sie dahin stellen lassen, damit der Wanderer sich in Ruhe des lieblichen Bildes freuen könne, durch das er beim Verlassen des dämmerigen Waldes überrascht wird. Es ist keine überwältigend große Szenerie, aber ein Stück Erde, das man nicht so leicht wieder vergißt, wenn man sich einmal mit rechter Andacht und Herzenfreude in seinem Anblick versenkt hat. Nacht aber vollends, wie heute, ein wolkenloser, lichtblauer Frühlingshimmel über der weiten Landschaft, stehen Bäume und Sträucher in ihrem ersten, zarten Knospenschmuck da, wie wenn sie mit feinen, hellgrünen Seidenfäden umspinnen wären, schmettern die Vögel hoch oben in den Lüften ihren jubelnden Lenzgesang und hauchen die braunen Schollen der frischgepflügten Acker ihren kräftigen, neuen Leben kündenden Erdgeruch in die reine, linde Luft, so braucht man nichts weiter mitzubringen als ein junges, hoffnungsfrohes Herz, um den Daseinsdrang und das Vergessenfeinsglück der wieder erwachenden Natur wie eine Verheißung köstlicher Wonnen in der Seele nachzuempfinden.

Und junge, hoffnungsfrohe Herzen mußten es wohl sein, die sich an diesem Osterbormittag da oben auf der alten morschen Bank zusammengefunden hatten. Denn was auf den hübschen, frischen Gesichtern geschrieben stand und aus den beiden hellen Augenpaaren leuchtete, war reinstes Seligkeit und schrankenlose Freude am Leben. Der stattliche junge Mann mit dem verwegenen blonden Schnurrbart und das gertenschlanke, braunhaarige Mädel von ungefähr 19 Jahren waren auf dem Wege noch ganz sittsam neben-

einander hergeschritten; angefüllt der lustatmenden Frühlingslandschaft aber und unter dem fröhlich-feierlichen Klange der Osterlocken, den das Dorfschlein mit dem pudigen, kleinen Zwiebelturm zu ihnen hinaussandte, waren sie sich auf der Bank neben dem Muttergottesbild so nahe gerückt, daß man von weitem hätte meinen können, es läge nur einer da droben auf der Höhe. Das braune Köpfchen ruhte an der rascher atmenden Brust des Mannes, sein Arm hatte die biegsame Gestalt umschlungen, und mit Augen, die wie in überirdischer Verklärung schwammen, blickten sie stumm hinaus über Wiesen und Felder, über die Häuser des Dorfschleins, die um die Kirche geschart waren, wie eine sorglos ruhende Herde um einen wachsamem Hirten, und über die blinkenden Steine und Kreuze des kleinen Gottesackers, in dessen stillen Sonntagsfrieden die Osterlocken ihre frohe Auferstehungskunde hineinklingen ließen.

Auf dem Wege vom Herrenhause hierher hatte Leonore von Winsen die ersten blauen Waldbeilchen gepflückt. Es war nur ein einziger Strauß geworden und sie hatte ihn achtlos auf den Boden gleiten lassen. Nun aber, da ihr Blick die mißhandelten Blumen streifte, beugte sie sich nieder und legte das aufgehobene Sträußchen in seine Hand.

„Das sollst Du zum Andenken an den heutigen Tag bewahren, Erwin, als ein Unterpfand meiner Liebe. Wir wollen es heilig halten und noch nach vielen, vielen Jahren soll es uns daran erinnern, wie glücklich wir an diesem Ostermorgen gewesen sind.“

Lächelnd küßte er die frischen Mädchenlippen, die so unschuldig schwärmerisch gesprochen und auch die blaßblauen Beilchen drückte er an den Mund, ehe er sie auf seinem Herzen barg.

„Mein Lieb, — meine süße, meine angebetete kleine Braut!“

Ein Zittern ging über ihren Leib; aber noch inniger als zuvor schmiegte sie sich in seinen Arm.

„Wie schön doch heute die Welt ist“, flüsterte sie. „Ich glaube, wenn ich einmal ein steinaltes Mütterchen bin, werde ich doch noch immer dies bezaubernde Bild vor Augen haben, als hätte ich es eben erst zum letzten Male gesehen.“

„Auch ich werde es nie vergessen“, versicherte er. „Da Du eine so geniale kleine Künstlerin bist, Nora, solltest Du es eigentlich malen, damit wir ihm einen Ehrenplatz geben könnten in unserem künftigen Heim.“

Sie nickte. Und dann küßten sie sich wieder und wieder, während hoch oben über ihren jungen Häuptern die frühlingsstrunkenen Lerchen weiter jubilierten, und während die Osterlocken noch immer zu ihnen hinaufstiegen, wie wenn sie das hohe Lied jener göttlichen Liebe singen wollten, die Not und Tod überwindet.

Drei Jahre später. Ein unübersehbares, graues, eintöniges Meer unter einem grauen, wolkenverhangenen Himmel. Schwarzlich trübe Regenschnecken unter den schlammigen Pflastersteinen und verdriehliche Menschengeichter in den vom rauhen Frühlingswind durchseigten Straßen.

An einem Fenster hoch oben im vierten Stock eines Mietshauses saß bei eifriger Arbeit ein schlankes, braunhaariges Mädchen mit blassen, schmalen Wangen und einer feinen Linie des Grams in den Mundwinkeln. Farbentuben, Porzellannäpfechen und allerlei Malgerät waren vor ihr über den Tisch verstreut und mit behender Geschäftigkeit führten ihre schlanken weißen Finger die spitzen Pinsel. Es war künstlerische Handwerksarbeit, die sie verrichteten, denn sie waren beschäftigt, eiförmige Bonbonnieren aus naturfarbigem Holze, wie sie um die Osterzeit in den Konfiturengeschäften feilgehalten werden, mit Blumen und leicht hingeworfenen kleinen Landschaftsbildern zu schmücken. Die junge Dame mußte sehr fleißig gewesen sein, da schon eine ganze Anzahl fertig bemalter Eier neben ihr aufgestapelt lag. Nun hatte sie das letzte vorgenommen, das größte von allen, und wieder fuhr der Pinsel eifrig über die glatte Fläche dahin. Es war, als ob sich die Künstlerin bei der Wahl ihrer Motive lediglich von der Eingebung des Augenblicks leiten ließe, als ob ihre Schöpfungen nur ein Niederschlag der Bilder und Vorstellungen seien, die eben zufällig ihre Einbildung erfüllten. Ein wolkenloser Himmel

von jenem lichten, durchsichtigen Blau, das dem Firmament an schönen Frühlingsmorgen eigen ist, entstand unter ihren Händen. Und mit zauberischer Schnelligkeit wuchs unter ihm eine liebliche, kleine Landschaft aus dem Nichts hervor — ein trauliches Dörflein, dessen Häuser um die Kirche mit dem pudigen Zwiebeltürmchen geschart waren wie eine sorglos ruhende Herde um ihren Hirten — Büsche und Bäume, die der erste Knospenschmuck mit dem zarten, durchschimmernden Grün eines feinen Seidengespinnstes überhauchte — Wiesen und Felder, und braune, frischgepflügte Acker — im Vordergrund aber eine steil aufsteigende Berglehne, von dunklem Tannenhochwald bekrönt, und ein schmaler, am Gange hinziehender Weg mit einem verwitterten Muttergottesbild und einer einfachen, altersmorschen Bank. — — —

Das Bild war fertig, als die frühe Dämmerung des regnerischen Lentages ihre Schatten über den Arbeitstisch der Malerin breitete, und die feine Hand, die noch immer mechanisch den Pinsel hielt, ruhte untätig im Schoße. Aber die milden Augen des Mädchens schweiften mit schwermütig verträumtem Ausdruck weit hinaus über die regnerischen Dächer und über den häßlichen Wald qualmender Schornsteine — weit, weit hinaus, bis in jene unsichtbare Ferne, die ihres kurzen Jugendglücks sonnenleuchtender Schauplatz gewesen war. Nur eine Woche noch und zum dritten Male kehrte das Osterfest wieder, das für sie ein Fest schmerzlicher süßer Erinnerungen sein würde, so lange sie ihres freudlosen Lebens schwere Bürde trug. Wie oft — ach — hatte sie seither jenes lachenden Frühlingsmorgens gedacht, des Lerchenfangs in den Lüften, der blaßblauen Waldbeilchen und der heißen Küsse auf der Bank neben dem Muttergottesbild! Und wie düster stand all das andere, das nachher gekommen war, zwischen dem Damals und dem Heute! Ihres Vaters plötzlicher Tod — der jähe Zusammenbruch der auf trügerischem Schein aufgebauten gesellschaftlichen Herrlichkeit — Armut und Verlassenheit — Kampf und bittere Not! In ihrem Herzen war nichts von herber Anklage gegen den vermögenslosen jungen Offizier, der ihr an jenem Morgen ewige Liebe geschworen und sie dann doch kampflos aufgegeben hatte, nachdem sie ihm geschrieben, daß sie ihm unter den veränderten Verhältnissen sein Wort zurückgeben müsse. Er hatte wohl nicht anders gekonnt und sie hätte das Opfer seiner Existenz vielleicht nicht einmal angenommen, wenn er bereit gewesen wäre, es zu bringen. Seit langer, langer Zeit schon hatte sie nichts mehr von ihm gehört, denn sie war untergetaucht in das Dunkel der Armut und hatte mit tapferem Entschluß dann alle Verbindungen zerstört, die sie noch mit der glänzenden Welt von ehemals verknüpften. Sie hatte die Arbeit gefunden, die ihr Dasein fristete, und mit dieser Arbeit auch den Frieden, der wie eine stille, einförmige Landstraße dahingehet, weit abseits vom Glück, aber auch in sicherer Entfernung von den Abgründen der Verzweiflung. Und wenn die Erinnerung zuweilen mit etwas hartem Finger an die alten Herzenswunden rührte, so daß sie noch einmal für eine kurze Weile zu bluten begannen, dann war doch stets dafür gesorgt, daß es keines Menschen Auge sah und daß kein demütigendes Mitleid sich an die junge Malerin heranwagen konnte, die still und aufrecht ihres einsamen Weges ging. —

Erst als es ganz dunkel geworden war, zündete Leonore von Winsen die Lampe an. Lange betrachtete sie das zuletzt bemalte Osterfest, und ein kleines, wehmütiges Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie dachte an das Bild, das Erwin einst von ihr erbeten hatte, um damit ihr künftiges Heim zu schmücken, und es regte sich in ihr wie eine Umwandlung von Reue, daß sie es nur, halb unbewußt, für fremde, gleichgültige Menschen gemalt hatte. Aber sie hatte sich in einer schweren Stunde gelobt, daß nie eine schwächliche Sentimentalität ihren Weg beirren sollte. Und sie blieb auch heute ihrem Gelöbniß treu.

Eine Stunde später war das Osterfest mit der Frühlingslandschaft gleich den anderen in den Händen des Geschäftsmannes, der die Arbeit bestellt hatte, und die stille Straße weitab vom Glück und von Verzweiflung lag wieder in der alten, grauen Eintönigkeit unabsehbar vor Leonore von Winsen da.

Ostermorgen!

Auf dem Gewirr von Dächern, über das Leonores Blick von ihrem hochgelegenen Fenster dahinschweifte, lag golden der Frühlingssonnenschein, die Fabriksteine hatten heute ihre ruhige Tätigkeit eingestellt, reiner und würziger als sonst drang die Luft in das einfache Stübchen, und ein frischer Wind trug verschwimmende, zitternde Glockenklänge, die den Gläubigen von Auferstehung und siegender Liebe erzählen sollten, über die Gipfel.

Leonore lehnte gedankenverloren am offenen Fenster, als an der Tür des Zimmers geklopft wurde. Ein Dienstmann hatte der Wirtin ein Paket für sie übergeben und sich dann sogleich wieder entfernt. Verwundert löste sie die Verschürung und öffnete den Deckel des Kartons. Ein süßer Blumenduft strömte ihr entgegen, und auf einem Rissen von Veilchen sah sie mit höchstem Erstaunen ein Osterkei — dasselbe, das sie vor einer Woche im Vann ihrer Erinnerungen mit dem Bild der heimatlichen Frühlingslandschaft geschmückt und dann gegen geringe Bezahlung abgeliefert hatte.

Es raschelte darin, als sie es aufnahm, und sie drehte den oberen Teil ab, der dem eiförmigen Gefäß als Deckel diente. Ein winziger Strauß verdorrter und kaum noch erkennbarer Waldveilchen fiel ihr entgegen, zugleich mit einer Karte, auf der in gedruckten Lettern der Name Erwin von Holleuffer und darunter in geschriebenen zu lesen stand:

„Der endlich Gefundenen zum fröhlichen Ostergruß! Mögen diese Blumen dem, der ihnen folgen wird, freundliche Fürsprecherinnen sein.“

Lange stand die junge Malerin regungslos, um die wenigen Worte wieder und wieder zu lesen. Dann legte die sonst so Tapfere plötzlich beide Hände vor das Gesicht und brennend heiße Tränen neigten die schlanken, arbeitsgewohnten Finger.

Der Spender folgte, wie er verheißten hatte, bald seiner Ostergabe nach, maulischer und stattlicher noch, als an jenem Ostermorgen vor drei Jahren, mit einem Anflug von Verlegenheit auf dem hübschen Gesicht, aber mit einem sieghaft überzeugenden Leuchten warmen Härtlichkeit in den Augen. Die Tür war ihm nicht verschlossen geblieben: denn Leonore hatte sich stark genug geglaubt, jeder Versuchung zu widerstehen. Aber es war zu viel schmerzliche Selbstüberwindung in ihrer vermeintlichen Standhaftigkeit, als daß sie nicht vor der Veredsamkeit der Liebe hätte dahinschmelzen sollen, wie letzter Schnee in der Frühlingssonne. Warum auch hätte sie es dem treuherzigen Gesicht des Jugendgeliebten nicht glauben sollen, daß er schon seit einem Jahre — seitdem reiche Erbschaft ihn zu einem von allen materiellen Rücksichten unabhängigen Manne gemacht — unermüdlich nach ihr gesucht habe. Nun hatte nicht sein Scharfsinn, sondern der großmütige Freund aller Verliebten, der Zufall, ihn auf ihre Spur geführt. In einem Konfiturengeschäft, wo er für eine kleine Nichte Einkäufe besorgen wollte, hatte man ihm unter anderen auch das bemalte Osterkei vorgelegt. Die Bank neben dem alten Muttergottesbild hatte ihn stuhlig gemacht und dann war es ihm bei näherer Betrachtung rasch sonnenklar geworden, daß dies keine andere Landschaft war als jene, die sich an einem köstlichen Ostermorgen unvermischtbar seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Er hatte nicht geruht, bis er Name und Wohnung der Malerin herausgebracht und nun, nachdem er sich auf so wirksame Weise angemeldet, war er gekommen, um zu fragen, ob Leonore die alte Zuneigung ebenso treulich bewahrt habe, wie er das einst als Unterpfand ihrer Liebe gegebene Veilchensträußchen gehütet.

Ein lecher Spah sah auf der Brüstung des offenen Fensters und drehte sich in heller Verwunderung beinahe den dicken Kopf aus, als er sah, wie sich die beiden törichtesten Menschenkinder da drinnen im Zimmer wieder und wieder küßten. Dann flog er piepsend auf die nahe Dachtraufe, um sein Weibchen herbeizulocken. Und wenn auch Spahengezwitscher kein Verhängnisgeschmetter ist, so gab es da oben unter dem Dach doch zweie, denen es an diesem Ostermorgen nicht minder süß und voll fröhlicher Verheißung in den jubelnden Herzen klang.

Rätsel und Aufgaben.

Verwandlungs-Zahlenrätsel.

Die Zahlen sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Wörter von der angegebenen Bedeutung entstehen. Aus jedem dieser Wörter bilde man durch Ueänderung je eines Buchstaben ein neues Wort. Werden die neuen Wörter richtig geordnet, so nennen die geänderten Buchstaben nacheinander gelesen ein Schauspiel von Paul Heyse. Es entsteht aus:

15	7	14	3	4	= Edelstein
17	6	7	4	5	= Gewicht
2	1	3	4	1	= Fluß
11	12	13	11	1	= Teil eines Klaviers
9	10	15	5	1	= Vertreter
16	1	15	18		= Korperteil
2	3	4	8	1	= Stadt
9	1	3	13	1	= Vogel
9	12	4	5	1	= Frucht.

Buchstabenergänzung.

Es sollen 7 Wortpaare gesucht werden, bei denen man das zweite Wort durch Einfügung eines Buchstaben in die Mitte des ersten Wortes erhält. J. V. Zehe und Zehe. Die eingegebenen Buchstaben nennen einen Komponisten. Die Wörter bezeichnen:

1. Vögel und eine Stadt in Sachsen.
2. Nahrungsmittel und ein Gefäß.
3. Eine Stadt am Rhein und eine Stadt in Tirol.
4. Geographische Bezeichnung und ein Maß.
5. Eine Stadt in der Schweiz und ein Landschaft in Frankreich.
6. Fluß in Norwegen und Stadt in Ruß.
7. Stadt in Lippe und Stadt in Mecklenburg-Schwerin.

Zitaten-Rätsel.

1. Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann.
 2. Und was soll das Ach und Weh.
 3. Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.
 4. Die beiden Stimmen klingen gut.
 5. Erst wägen, dann wagen.
 6. Und ein Narr wartet auf Antwort.
 7. Laß dich vom Dinken nicht umgarnen.
 8. Das Vaterland muß in der Gefahr auf seine Söhne zählen können.
- Aus jedem vorstehenden Satze nehme man ein Wort. Die richtig gewählten Wörter bilden ein Citat von Schiller.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntags-Nummer.

Anreihung.

Bachstelze
Sonderburg
Andalusien
Referendar
Regenbogen
Rebenfenne
Rubinstein
Hockenheim
Eberswalde
Kongostaat
Wodensiedt.

Rebus.

Kochschinkenbühner.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Gelb genommen: um Freiheit gekommen.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Der beschauliche Professor.

„Meine Herren, bedenken Sie, im September dieses Jahres werden es eintausendachthundert und achtundneunzig Jahre, daß Arminius die römischen Legionen des Varus im Teutoburger Walde vernichtet hat. Nein, wie die Zeit schnell vergeht.“



Einwand.

Weinhändler: „Dieser Wein empfiehlt sich besonders gegen Blutarmut.“

Weinkenner (nachdem er ihn auf der Zunge geprüft): „Man sollte es kaum glauben, wo der bei seiner Trauben-Blutarmut den Mut dazu hernimmt?!“



~ ~ Schildaer Vorschlag. ~ ~



Erster Bauer: „Nee, mit de Eisenbahnunglücke! Und immer sind's die ersten und letzten Wagen, die verunglücken! Wenn man das doch ändern könnte!“

Zweiter Bauer: „Nu, das ist ganz einfach, man läßt die letzten Wagen weg, und bringt die ersten in die Mittel!“

Veraltet.

„Hier, Herr Direktor, mein neuestes Stück.“
„Ja, sind Sie denn toll, was soll das bedeuten.“ Das
nehm'n Sie gefälligst nur gleich wieder mit, das spielt ja
unter anständigen Leuten!“

Kasernenhofblüte.

Unteroffizier: „Meier, Sie sind ja so stolz wie das
Guhn, daß das Ei des Kolumbus legte!“



Das alte Lied.



Es wihlt das Land, der Hügel Sang
Hat sich im Wald verloren . . .
Vereinsamt steht die alte Hahn,
Wo er mir Eren' geschworen.

Ringo liegt die Welt so öd' und leer
Eulsagung kimmst mich bitter,
Denn, gleich den Blumen ringumher
Verdunstete mein Bitter.

Schulze-Buch.

Gedankensplitter.

Der Kunst darf man keine Fesseln anlegen, wenn sie
fesseln soll.

Die reichen Dunkel sind die Schwimmgürtel des Studenten
im Meere des Vieres.

Ein Knopf hält am besten, wenn man ihn sich selbst
annäht.

Auch ein Automobil kann ein Steckenpferd sein.

Selbstverständlich.

A.: „Also den Brocken haben Sie erstiegen? Welchen
Weg sind Sie denn heraufgegangen?“

B.: „Selbstverständlich dort, wo die Esel raufgeh'n!“

Zwei Ehrenmänner.

Ein als Bucherer bekannter Geldverleiher sucht einen
Buchhalter. „Haben Sie Branche-Kenntnisse,“ fragt er den
ersten Bewerber.

„Bis zu fünfhundert Prozent!“

Sonderbar.

A. (im Schanktheater zu B.): „Sehen Sie nur den Fuß-
künstler, man muß sich wundern, wie der seine Füße zu
handhaben versteht.“



Boshaft.

Dame: „Das Bild ist für meinen Schwiegersohn
bestimmt.“

Photograph: „Also bitte, gnädige Frau, recht feindlich.“



Strolchlogik.

„Einen Nidel habe ich noch, kaufe ich nun Schnaps
dafür, oder sparen wir ihn zu etwas Besserem auf.“
„Besseres? Gibt's ja garnicht.“



Eine Tragikomödie am Nil.

1



Der Geier fällt die Ratte an,
Die rettet sich zum Pelikan.

2.



Der nimmt in seinen Schnabel sie,
Das Nachseh'n hat das Geiervieh.

(Eine Tragikomödie am Nil.)

3.



Da naht ein Löwe mit Gebrüll,
Dem Pelikan wird es ganz schwül.

4.



Der Löwe stürzt im Sprung heran,
Weg wirft die Ratt' der Pelikan.

5.



Und macht sich aus dem Staube fein,
Dem Löwen beißt die Ratt' in's Bein.

6.



Die Gans entflucht, die Ratt' entschlüpft,
Vor Schmerz und Wut der Löwe hüpfst.



Stohseufzer.

Herr (welcher ein corpulentes, reiches Fräulein vom Tode des Ertrinkens rettete und sich mit ihm verlobte): „Uff! So muß man sich für seine Gläubiger schinden!“

Zerstreut.

Dienstmädchen: „Gnädige Frau, draußen steht ein Mann mit Stelzfüßen.“
Hausfrau: „Danke, wir haben keinen Bedarf.“

Unbegründete Angst.

Dame (kaut im Bureau der Amerika-Linie eine Fahrkarte und sagt zu dem bedienenden Herrn: „Ich bin so ängstlich! Welches Schiff können Sie mir als sicher empfehlen?“

Angestellter: „Nun, Dampfer „Preußen“ ist z. B. noch nie untergegangen.“

Dame: „Dann geben Sie mir eine Karte für dieses Schiff!“

Ein Wunderding.



Die gesunde Zigarre.

Kindermund.

Die ältliche Tante hat ihren beiden Nissen die Geschichte vom Wolf und den Geißlein erzählt. Ein paar Stunden später sagt der kleine Oskar: „Tante Agnes, Du bist eine alte Geiß!“ — Tante (ereifert): „Um Gotteswillen, Oskar, so etwas darfst Du niemals sagen!“ — Der kleine Paul (beschwichtigend): „Ach, Tante Agnes, er meint das nicht so, er meint ja nur, Du bist eine alte Ziege!“

Aufklärung.

Junger Ehemann: „Wißt Ihr, ich habe noch nichts gegessen, wie hat in allen möglichen Zubereitungen; wie kommt das?“ — Frau: „Ja, weißt Du, mein Kochbuch erscheint in Lieferungen, und die erste Lieferung enthält nichts anderes!“

Die Studentin in den Ferlen.

Mutter (entsetzt): „Was hast Du da für ein großes Loch in Deinem Sommerhut?“
Studentin: „Das ist vom Landesvater beim Abschieds-kommers.“

Kindliche Ausrede.

Mutter: „Ei Süsschen, Du ißt ja wieder, ohne gebetet zu haben!“

„Ja, aber Mama, ich muß doch erst mal kosten, ob ich den Herrn Jesus auch dazu einladen kann.“

Der schlaue Michel.

In einem Dorfe hatte der „geistli“ Herr Urlaub genommen. Um nun ihrem wackeren Seelenhirten eine Freude zu machen, beschlossen die Bauern, das Pfarrhaus vollständig renovieren zu lassen. Eifrig wurde „geweißigt“ und gemauert. Blitzblank stand das Haus da. Es war nur die Sonnenuhr noch in Ordnung zu bringen. Das sollte der Maler besorgen. Endlich war auch diese in Ordnung, und jedermann hatte seine Freude daran. Da kam ein großer Regen und verdarb die schöne Sonnenuhr. Die ganzen Ziffern waren verwischt. Darob große Bestürzung unter den Bauern. Doch der „lange Michel“, ein Zimmermeister, war arg pfliffig. „Laßt's mi nur machen“, sagte er.

Und als die Sonnenuhr wieder fertig war, machte der Michel, damit der verfluchte Regen nicht wieder alles verderben kann, über der Uhr ein ziemlich großes „Wetterdachl“.

Der Bergtex.



„Wegen lumpiger sechszig Meter muß ich jetzt zu Grunde gehen!“

Auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin.

Fremder: „Wie komme ich denn am besten nach Spandau?“

Dienstmann: „Nach Spandau, Männchen? Na, schreiben Sie doch mal 'n kleinen Militärroman.“

Backstischphantasie.



„Ach, ich möchte 'mal in einen Krieg. Ich denke es mir zu reizend, mit einer ganzen Garnison eingeschlossen zu sein.“

Druckfehler.

(Aus einem Bericht.)

Die Feuerwehr verdiente sich durch ihre Leistungen die Zensur „Bacht gut“.

In der Volksbibliothek fanden im verflossenen Jahr 65 000 Entlehnungen statt.

Schwer von Begriff.



„Zum Donnerwetter, Friene, siehst Du denn nicht, daß Du mir einen schwarzen und einen gelben Stiefel bringst?“

„Ja, Herr Sekretär, das habe ich wohl gesehen, aber — das andere Paar ist ebenso!“